

**Salomonis wunderbares Buch
der wahren
SCHWARZEN KUNST.
Schlüssel zur Geisterwelt.
Der Stein der Weisen.
Die Zauberkräfte der Wünschelrute.**

Sowie
Die Kunst, Diebe zu stellen,
Gestohlenes wiederzuerlangen.

Im Spiel und in der Lotterie stets zu gewinnen,
und
Talismane zum Siege in Kampf und Streit und
zum Festmachen gegen Hieb, Stich, Schuß.

Aus der Pergamenthandschrift einer alten Klosterbibliothek.



Oldtimertools-Verlag Diekholzen

Reprint der Auflage von 1904

INHALT

Der Schlüssel zur Geisterwelt.	1
Die Zitierung der Geister und Gespenster auf der Zauberbühne.	25
Der Stein der Weisen oder die Kunst, Gold zu machen.	37
Die Kunst, seine Keuschheit zu bewahren.	57
Die Kunst, sich überall beliebt zu machen.	59
Die Zauberkräfte der Wünschelrute.	69
Talismane zum Siege in Kampf und Streit	86
Die Kunst, Diebe zu stellen und Gestohlenes wieder zu gewinnen.	103
Die Kunst, im Kartenspiel immer zu gewinnen.	115
Die Kunst, in der Lotterie und im Lotto zu gewinnen.	124

Der Schlüssel zur Geisterwelt.

Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die sich rühmten, mit Geistern, insonderheit mit solchen Abgechiedener, in unmittelbaren Verkehr getreten zu sein und von diesen die verschiedenartigsten Vorteile und wunderbarsten Neuigkeiten erlangt zu haben; zu allen Zeiten wird es hinwiederum Leute geben, die einen solchen Verkehr eifrigst anstreben und sehnlichst herbeiwünschen, obzwar die vom Köhlerglauben unangekränkelte freie Forschung und Wissenschaft uns längst klipp und klar bewiesen hat, daß die Seele eines Verstorbenen weder eine den Sinnen merkbare Erscheinung hat, noch eine solche annimmt — wie der Baum fällt, so liegt er, das ist die trockene, nüchterne Wahrheit.

Wehe, dreimal wehe aber unserem Gemüte, wenn wir uns, eitel auf unser überlegenes Wissen, von der schönen Geisterwelt unserer Väter für immer abkehren wollten! Unsere Ahnen, die, umgeben von einer rauhen, großartigen Natur mit gewaltigen, überwältigenden Erscheinungen, vor diesen staunend, bewundernd und schaudernd auf die Kniee sanken, die sich den Vorgängen in der Natur gegenüber

hilflos und machtlos fühlten, waren, wie leicht erklärlich, gezwungen, hinter allen diesen Erscheinungen treibende Wesen zu suchen, welche sie sich nur als Persönlichkeiten denken konnten. Himmel und Erde, Luft, Feuer und Wasser, Wald und Feld waren nach ihrem Glauben bevölkert von geisterhaften, übermenschlichen Wesen jeglicher Art. Ungezählte Scharen lieblicher Lichtelfen in zauberschönen, lichtstrahlenden Gewändern erfüllten das Luftreich, auf den Höhen und in den Höhlen der Berge hausten die Bergelfen, im Schoße der Erde wirkten und schafften die Schwarz- oder Dunkelelben mit unermüdlichem Fleiße, im Wasserreiche trieben die Nixchen und Mümmelchen ihr neckisches Wesen, ja sogar im Blumenkelche und im Moose steckten winzig kleine Geistchen, und innerhalb der vier Pfähle des Menschen selbst walteten geschäftig die Herdmännlein.

Wo Bewegung, da Leben — wo Leben, da eine Seele, ein Geist — so schlußfolgerten unsere Altvorderen, und aus dieser Auffassung des Naturlebens entwickelte sich eine Glaubenswelt von so hehrer Art, wie sie bei keinem anderen Volke in seiner heidnischen Zeit zu finden ist.

In der Tat, eine der schönsten und großartigsten Dichtungen tritt uns in dem sinnigen Naturglauben unserer Väter gegenüber. Oder ist das etwa keine Poesie ?

Wenn in heißer Mittagsstunde die Luft in sonnigen Wellen über die Halde bebt, wenn Bienensummen und Vogelsang das entzückt lauschende Ohr gefangen hält, wenn sich die

Lerche tirilierend himmelwärts schwingt, wenn es ringsum schwirrt von Heimchenstimmen, wenn vielfarbige Falter um die Feldblumen tändeln und goldgrüne Käfer über die Wege hasten, wenn sich auf dem Felde der Ähren die Halme geheimnisvoll, wie traumverloren, wiegen und neigen, wenn die Blätter des Laubwaldes flüstern und die Zweige rauschen und raunen, wenn die Waldweiher schimmern und die Waldbächlein klingend über den Kieseling hüpfen, dann sah der alte Germane in diesem eigentümlichen, geheimnisreichen Leben und Weben der Urheit das Walten der Lichtelben.

Und wenn sich durch das grüne Waldesdunkel der Lichtglanz des Tagesgestirnes allmählich die Bahn bricht und das Geblüme des Waldbodens mit geisterhaftem Scheine übergießt, wenn beim Auf- und Niederwogen zarter Zweige bleiche Lichter von Blatt zu Blatt hüpfen und sich wie im losen Spiele zu haschen scheinen, dann hält das Elbenvolk Tanz. Wenn aber der Nachtsturm pfeifend und heulend die Wolken am Himmel jagt und unter seiner Macht das Astwerk der Waldriesen in schauerlichen Tönen ächzt und knarrt, wenn Eulenruf und Wolfsgeheul und des Urs Gebrüll gruselig an das Ohr des einsamen Wanderers gellen, dann hält Wodan mit seinem Heervolke auf grauen Wolkenrossen seinen Umzug.

Wir wären versucht, auf die Gedanken- und Vorstellungswelt unserer Ahnen noch liebevoller einzugehen, wenn wir

uns damit nicht allzuweit von unserem hier gesteckten Ziele entfernen würden. An dieser Stelle kann es uns nur darum zu tun sein, einige Schlaglichter auf das tiefe Naturempfinden der vielberüchtigten Heiden zu werfen, und falls es uns gelungen ist, den Leser diesem alten Heidenglauben näher zu bringen, so haben wir unseren Zweck vollauf erreicht.

Übrigens steckt in unserem vom Materialismus und Zweifelgeiste der neueren Zeit bisher unangefochten gebliebenen Waldbauerntume noch ein gut Stück echten und rechten Heidentums. Man beobachte nur den frommherzigen Holzknecht, wie er den Baum, der dazu ausersehen ist, unter den Beilhieben zu fallen, vorher um Verzeihung bittet; denn wenn das Beil an den Stamm gelegt wird, wenn die Schärfe der Säge ihn schneidet, dann flieht die Baumelfe wehklagend von dannen, und nur ungerne läßt der Baum sein Leben, er seufzt bei jedem Axtschlage, als würde ihm jede neue Wunde wehe tun, und stürzt mit Stöhnen zu Boden. Auch wenn man dem Baume die Rinde abschält, muß das Holzweiblein sterben. Besonders vor dem Holunder, dem Strauche der Frau Holda, hat der Bauer eine heilige Scheu.

Vor'm Holunder
Zieht der Bauer 'n Hut 'runter.

Und die Zeiten sind noch gar nicht lange um, wo der Bauer, der vom Holunder einen Zweig abschneiden wollte, mit gebeugten Knieen, bloßem Kopfe und gefalteten Händen

vorerst um Erlaubnis betete.

Fürwahr, ein frevelhaftes Beginnen schien es uns, den duftigen Schleier, den die Dichtung vergangener Jahrhunderte über die Natur gebreitet, mit rauher Hand zerreißen zu wollen. Die schale Lehre von der Kraftstoffelei bietet hierfür nie und nimmer Ersatz.

Legte aber der Mensch sein Haupt zur ewigen Ruhe nieder, dann vermochten die Überlebenden gar nicht an den Tod zu glauben, es erschien ihnen unfaßbar, daß der geliebte Tote sich für immer von ihnen abkehren könne, daß er überhaupt sterben konnte, und auf diesem Nichtbegreifenkönnen baute sich nach und nach der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele auf.

Weil jedoch Heer- und Siegvater Wodan die auf der Walstatt gefallenen Recken in Walhalla zu Schmaus und Kampfspiel wieder versammelte, so ging der Germane mit beispielloser Todesverachtung, ja mit lachender Todesfreudigkeit in den Kampf, beseelt von der felsenfesten Überzeugung, daß er bei seinem Falle zu neuem Sein erweckt werde und zu Wodan fahre. Dem Toten nachklagen und nachweinen durften die Hinterbliebenen bei Leibe nicht. Wir erinnern hier nur an die allbekannte, rührende Geschichte vom „Tränenkrüglein“.

Einer jungen Mutter war das einzige, abgöttisch geliebte Kind gestorben; sie weinte sich die Augen heraus und konnte keinen Trost finden. Allnächtlich lief sie zum Grabe

ihres Lieblings und jammerte, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In der Nacht vor dem Berchtentage (dem Dreikönigsfeste) sah sie nun die Göttin Berchta mit ihren Heimchen über einen umhegten Wiesengrund bei ihrem Hause ziehen, die Göttin überschritt das Gehege und die Kleinen kletterten hinterdrein eifrig hinüber. Ein Kindlein aber, welches in einem ganz durchnäßten Hemdchen stak und an einem Kruge mit Wasser schwer zu schleppen hatte, konnte den übrigen vor lauter Mattigkeit nicht mehr folgen und blieb zurück. Ängstlich stand es vor dem Zaune — da erkannte in diesem Augenblicke die Mutter ihren verlorenen Liebling, stürzte herzu und hob ihn über den Zaun; und während das Kind so in ihren Armen ruhte, da kam ihre Liebe aufs neue mit verdoppelter Inbrunst zum Durchbruche, sie halste und herzte es mit Wonneschauern und wollte es schier erdrücken. Da sagte die Kleine: „Ach wie warm ist Mutterarm! Nichts ist so weich als Mutterschoß und Mutterliebe! Aber Muttchen, weine, weine nicht so sehr, denn du weinst mir meinen Krug sonst gar zu voll und schwer. Jede Zähre, die du um mich weinst, muß ich ja in meinen Krug hier sammeln, und der ist schon lange übervoll, sieh doch nur, wie mein ganzes Hemdchen naß ist.“ Nun weinte sich die Mutter noch einmal herzlich aus und ließ dann das Kind von sich. Von jener Stunde an aber vergoß sie keine einzige Träne mehr, sondern fand Trost in dem Gedanken des einstigen Wiedersehens.

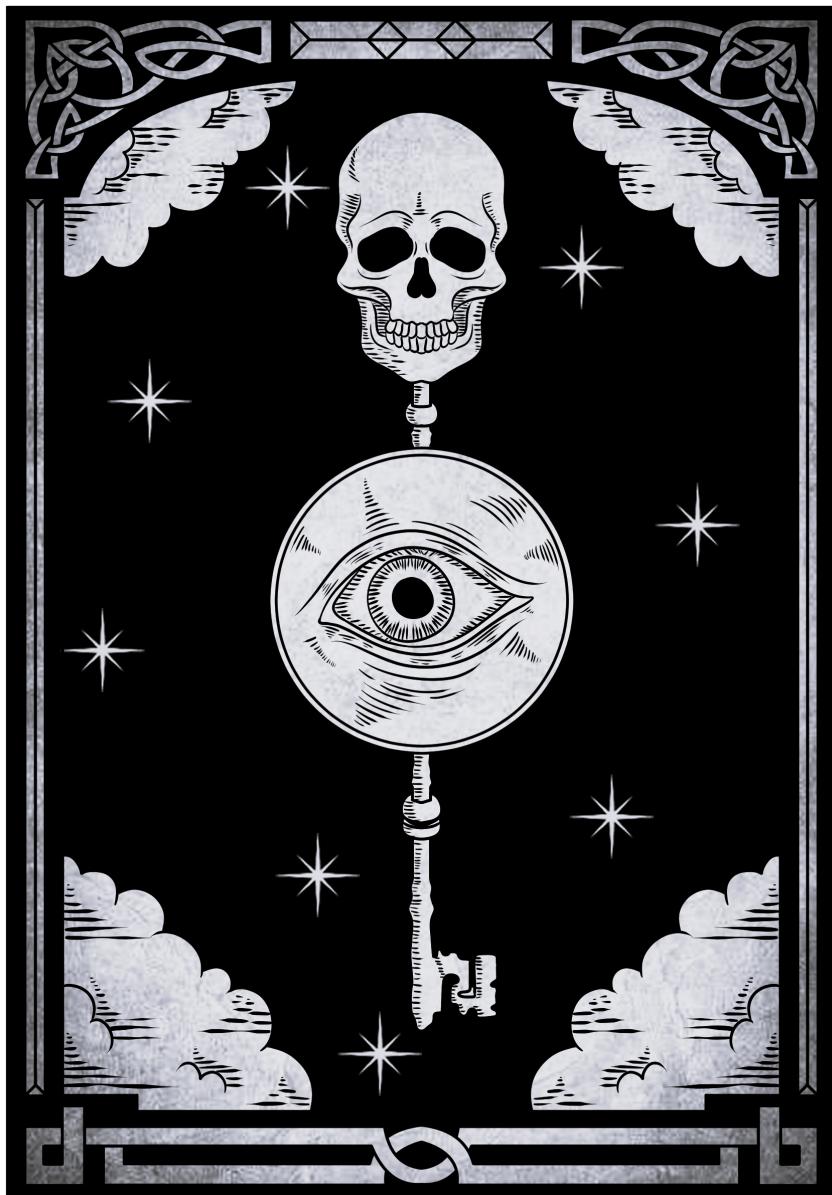
Und wer kennt nicht das wunderschöne Eddalied von Helgi

Hundingsbana?

Helgis Heldenherz war unter dem Todesstoße Dags, des Bruders seiner heißgeliebten Sigrun, im Fesselwalde verblutet. Sigruns Schmerz um den Gatten war grenzenlos, doch das entflohe Lebend konnte sie nicht mehr zurückrufen. Hin ist hin! Verloren ist verloren! So läßt sie denn den Totenhügel aufwerfen und darin eine Grabkammer wölben; sie bereitet im Grabhügel mit eigenen Händen das ewige Bett für den toten Helden, groß genug, daß auch sie an seiner Seite Platz finden könne, wenn der ersehnte Tod sie zu ihrem Gatten ruft. Dann pflanzt sie Blumen auf das Gruftgewölbe und tränkt sie reichlich mit Tränenfluten. Einen Tag und eine Nacht und wieder einen Tag sitzt sie an dem Hügel, ohne Nahrung zu nehmen, ohne Schlummer zu finden. Jetzt betraut sie eine Magd mit der Grabeswache, um sich kurzer Ruhe hinzugeben. Da kommt der tote Herr geritten mit großem Gefolge und heißt der Dienerin, der Frau zu sagen, er sei gekommen und bitte sie, ihm die weinenden Wunden zu stillen. Auf Flügeln der Liebe und Sehnsucht eilt Sigrun in den Hügel zum wiedergekehrten Gemahl, und ehe er die bluttropfende Brünne noch abstreifen kann, fliegt sie an seinen Hals und küßt den Wiedergefundenen und klagt, wie eisekalt seine Hände und wie benetzt von Grabestau er sei. Und Helgi erwidert: „Sigrun, mein Weib, du allein hast Schuld daran; du selbst hast mich gerufen aus Walhallas Wonnen, du selbst bist schuld, daß ich triefe von tausendem Harme. Du vergießest goldziere, grimme Zähren, sonnige,

südliche, eh' du schlafen gehst, und jede Träne, die du weinst, fällt als bitterer Blutstropfen mir auf die Brust und gräbt sich eisig hinein in das angstbeklommene Herz. Vorüber waren der Wunde Schmerzen; ich trank mit den Helden köstlichen Met; da rief mich deine Klage, deine Sehnsucht wieder hierher in die Schauer des Grabes, das Moderhauch erfüllt. Doch keiner soll klagen, wenn ein Freund ihm fiel, denn er lebt ihm fort in Odins seligen Sälen.“ „So will ich also nicht mehr weinen, Geliebter“, spricht Sigrun, „am Herzen will ich dir wieder ruhen, wie ich dem lebenden Könige lag.“ Und Helgi, ergriffen von solcher Liebe, die auch den Tod nicht scheut, ruft jauchzend aus: „Geschehen ist, was niemand wähnte weder spät noch früh: Die holde Högnistochter, die lebendige, schläft dem Entseelten im Arm.“ So schlummern sie bis zum Morgengrauen, da bricht Helgi auf: „Zeit ist's, zu reiten gerötete Wege, auf fahlem Rosse den Flugsteg zu ziehen. Westlich muß ich stehen vor Windhelms Brücke, eh' noch der krähende Hahn die Helden beim Heervater weckt.“ Er reitet mit seinem Geleite die Wolkenwege, Sigrun kehrt heim zum einsamen Gaden. Am Abende harrt sie der Wiederkunft des Geliebten entgegen, allein sie harrt vergebens; nicht lange jedoch sitzt sie langend und bangend am Totenhügel, ihr Herz bricht der Gram über die Trennung von dem Geliebten, und bald ruht sie an seiner Seite im stillen Bühle, wie sie ahnend vorausgesehen.

Vielfach treten die Seelen Verstorbener als Haus - und Schutzgeister auf. Wir denken hier z. B. an die „weiße



Die Zitierung der Geister und Gespenster auf der Zauberbühne.

Gewiß wird mancher neugierig sein, zu erfahren, wie es denn die Geisterbeschwörer gemeinlich angestellt haben mögen, wenn sie angeblich Tote vorgeladen haben. Darüber werden die nachfolgenden Zeilen berichten, welche gleichzeitig den Zweck verfolgen, es jedem möglich zu machen, **selbst als Geisterbeschwörer aufzutreten.**

Willst du also eine Beschwörung vornehmen, so brauchst du vor allem ein eigens ausgerüstetes Zimmer, das in seiner Gänze mit schwarzem Tuche ausgeschlagen oder wenigstens mit sehr dunkler Wandbekleidung versehen sein muß und von keiner Seite einem Lichtstrahl Zutritt gewährt.

Die günstigste Zeit für die Beschwörung ist die Mitternachtsstunde einer stockfinsteren Sturmnacht; die heulende Windsbraut ist eine altbewährte Helfershelferin.

Den zur Beschwörung Erschienenen gebiete unbedingtes Stillschweigen und unbewegliche Ruhe, weil eine Übertretung dieses Gebotes von den schwersten Folgen begleitet sein müßte. Es ist dies um so nötiger, weil sonst

jemand vielleicht die Lust verspüren könnte, sich den beschworenen Geist etwas genauer anzusehen, und das muß der um das Gelingen der Beschwörung besorgte Schwarzkünstler auf jeden Fall zu verhüten trachten. Gut ist es auch, wenn die Schaugäste einen Tag vorher gefastet haben, weil die Nüchternheit die Leute kleinemütiger und für alles Wunderbare empfänglicher macht. Solche Leute, die sich früher erst „Schneide“ antrinken, sind überhaupt gefährliche Gegner deiner Kunst. Vorsichtige Beschwörer verlangen sogar, daß ihre Zuschauer vor dem Betreten der Beschwörungsstätte alles ablegen, was als Angriffswaffe dienen könnte.

Zur Ausrüstung des Schwarzkünstlers gehören außer einem angemessenen Gewande noch Totenschädel, Zauberzirkel, das Beschwörungsbuch, ein Zauberstab und ähnliches Handwerk.

Das Zimmer wird durch wohlriechendes Rauchwerk, das man auf eine Glutpfanne streut, mit dichtem Rauch erfüllt, doch muß der Rauch leicht sein und einer Säule gleich in die Höhe steigen, weshalb bei der Wahl des Räucherpulvers nur die feinsten Mischungen verwendet werden dürfen.

Während nun der Beschwörer die versammelten Andächtigen mit gruseligen Geister- und Gespenstergeschichten unterhält, hat ein Spießgeselle, der sich in einem Nebenraum verborgen hält, die Aufgabe übernommen, aus Leibeskräften zu poltern und zu lärmen.

werden müssen, wie die Leisten von den Klappläden, die man im Sommer vor den Fenstern hat. Diese Dauben lässt man plötzlich aufeinander fallen, indem man die Schnur, mit welcher sie gehalten werden, nachlässt, und womit man sie wieder aufzieht, wenn man die Vorstellung wiederholen will. Um das Schmettern auszudrücken, darf man nur etliche Dachschindeln schnell zusammenbrechen.

Um das Brausen des Windes vorzustellen, womit der Geist sein Erscheinen ankündigt, braucht der Helfer bloß eine Tuchfahne jählings durch die Luft zu drehen. Auch tut es eine große Pergamenttafel, die man teils mit der Faust stark schlägt, teils wie eine Fahne jählings durch die Luft dreht.

Um Regen und Hagel hören zu lassen, benutzt man eine hohle Röhre von Pappendeckel, wie die Zeichnung 1 zeigt.

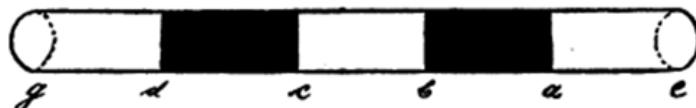


Abbildung 1.

Diese Röhre soll etwa $3\frac{1}{3}$ m lang sein und ca. $2\frac{1}{2}$ —3 m im Durchschnitt haben und wird in fünf gleiche Teile g d, d c, c b, b a, a e geteilt. In die Räume d c und b a lässt man kleine hölzerne Kreuze (vgl. die Zeichnung 2) übereinander leimen, der Abstand zwischen jedem Kreuze soll $2\frac{1}{2}$ cm betragen, und man muß darauf Rücksicht nehmen, daß die



Abbildung 2.

Blättchen M N O P jedes Kreuzes nicht gerade in einerlei Richtung untereinander zu liegen kommen, sondern unter die freien Plätze Q R S T, oder daß des zweiten Kreuzes Linie M O die Lage Q S, und folglich die Linie N P die Lage RT bekomme. Ehe man die Röhre (Zeichnung 1) zudeckt, bringe man eine ausgiebige Menge Erbsen hinein; diese werden durch die leeren Räume der Kreuze fallen und ein Geräusch wie Regen machen, wenn man die Röhre schief hält und zuweilen schüttelt. Hält man sie aber senkrecht und dreht sie zugleich hin und her um ihre Achse, so fallen die Erbsen geschwinder und erregen ein Geräusch wie Hagel.

Um einen Knall hervorzubringen, pulvere man 3 Teile trockenen und gereinigten Salpeter, 2 Teile trockenes Weinsteinsalz und 1 Teil Schwefelblüte (Schwefelblume) in einem Mörser tüchtig durcheinander und gewinnt so ein gelbes Pulver, welches sich, sobald es zu rauchen oder zu schmelzen anfängt, wenn man es in einem eisernen Löffel über ein brennendes Licht oder ein Kohlenfeuer hält, mit einem heftigen Knall entzündet. 1% Gramm sind

vollkommen ausreichend. Die Flamme davon schlägt auf und abwärts und nach allen Richtungen.

Um das Zimmer in einem Augenblicke mit einem Nebel zu erfüllen, was vor dem Erscheinen des Geistes geschehen soll, gießt man in ein Porzellanschälchen 7 1/2 gr Salzgeist (Salzsäure) und in ein zweites Porzellanschälchen 16 2/3 gr Salmiakgeist und setzt beide Schälchen auf einen geheizten Ofen.

Um die Zauberkraft zu steigern und den Erfolg zu sichern, geben wir noch einige Anleitungen.

Um eine Gesellschaft in Mohren zu verwandeln, taucht man Binsenmark in Tinte, trocknet es, legt es in eine Lampe, zündet es an und löscht hierauf die übrigen Lichter aus. Der blasseste Europäerjüngling wird das Aussehen eines waschechten Mohren annehmen.

Um einer Gesellschaft das Ansehen von Geistern zu geben, gießt man etwas starken Weingeist in eine porzellanene Unterschale, röhrt ein wenig gewöhnliches Kochsalz und etwas Schwefel darunter, legt in diese Mischung einen baumwollenen Docht und zündet diesen an, nachdem man zuvor alle anderen Lichter ausgelöscht hat.

Oder man löst Salz und Safran (statt des Safrans kann man auch Schwefelblüte nehmen) in starkem Weingeist auf, taucht ein Stück Baumwolle hinein, legt dieses in eine

